

7. Die Hollandsgänger und Dänemark.

Justus Möser sagt in seiner Osnabrückschen Geschichte unter der Überschrift: Natürliche Beschaffenheit des Landes, §. 10: «Ausserdem gehen jährlich eine Menge Beiwohner (*Heuerleute*) nach Holland, welche daselbst im Sommer ein Handlohn verdient und den Winter über zu Hause sitzt und spinnet.» Im ersten Teil seiner Patriotischen Phantasien verteidigt er das Hollandgehen gegen die Bedenken eines Pastor Gildehaus, welche ebenfalls darin abgedruckt stehen und ebenso wie die Verteidigung den Westfälischen Beiträgen entnommen sind. Pastor Gildehaus eifert nämlich gegen das Hollandgehen, indem er zu beweisen sucht, dass der Gewinn der Hollandsgänger durch Reise- und Zehrungskosten und durch Versäumnis des eigenen Ackers ein illusorischen werde, und sie selbst krank und siech geworden einem frühen Tode entgegen gingen. Möser aber, wenn er auch dieses Letztere zugibt, will das Hollandgehen von einem höheren Standpunkte aus, dem des Staatsnutzens, betrachtet wissen. Er weist darauf hin, dass es den Heuerleuten durch das in Holland verdiente Geld möglich gemacht werde, früh zu heiraten, dass durch die erzielte grössere Nachkommenschaft die Bevölkerung wachse und Äcker und Früchte im Preise erhalten würden. Ich will den geehrten Lesern überlassen, das Pro und Contra im ersten Bande der Patriotischen Phantasien nachzulesen, bemerke aber, dass der letzte von Möser angegebene Grund in unserer Zeit der Eisenbahnen nicht mehr stichhaltig ist, da die Landesprodukte nicht mehr auf den nächsten Nachbar angewiesen sind, sondern in die weitesten Fernen gehen, dagegen aber die Humanität unserer Tage für Pastor Gildehaus eintreten wird und das einzelne Individuum gegen Krankheit und frühen Tod schützen will. Da übrigens der Wandertrieb ein Stammzug des sächsischen Volkes ist und nicht zu unterdrücken steht, so ist es immer wünschenswerter, wenn dieser nach Holland, als wenn er nach Amerika führt. Denn von dort kehren die Ausgewanderten wieder, bringen Kapitalien mit, während sie solche von grösserem Belange nach Amerika ausführen und gemeiniglich nicht wiederkehren. Wenn die in Holland gewonnenen Kapitalien auch klein sind, so dienen sie doch vorzüglich zum Anschaffen von nützlichen Haustieren und Ackergerätschaften, zur Einrichtung eines Haushaltes überhaupt, während der tagtäglich ausgezahlte Gewinn nur zu leicht zwischen den Fingern zerrinnt.

Die Hollandsgänger, welche als Heuerleute in dem alten Fürstentum Osnabrück, hauptsächlich aber im benachbarten Oldenburgischen wohnen, ziehen die einen früher, als Torfmacher, die anderen später, als Grasmäher, nach Holland aus. Jene gehen gleich nach Ostern ab, haben sich zu kleinen Trupps vereinigt, welche unter Absingen von Volksliedern, oder gar mit Musikbegleitung, falls einer von ihnen die Kunst des Klarinettenspielens versteht, durch die Ortschaften ziehen. Sie sind mit leichten Ranzen beladen, in welchen sie nur so viel Proviant mit sich führen, wie sie bis zum Ort ihrer Bestimmung bedürfen. Die sogenannten Packen, welche Leibwäsche und Lebensmittel enthalten, werden von dem holländischen Boten mitgenommen. Die Hollandsgänger halten sich genau an die alten Routen, Rasten und Herbergen. Die Rast wird gewöhnlich unter einzeln stehenden, alten Eichen gehalten, wo man die Schalen von ausgetrunkenen Eiern als Merkzeichen ihrer Anwesenheit findet. An Ort und Stelle angekommen, übernimmt der Baas (*Meisterknecht, figürlich: Hauptkerl*), welcher schon Jahre lang bei demselben Herrn gearbeitet hat, von diesem eine Fläche Moors in Verding an. Für seinen guten Willen erhält er von ihm ausserdem noch ein Handgeld. Das Torf machen wird nun von der Gesellschaft gemeinschaftlich besorgt und bei trockenem Moor der Torf gestochen, sonst gebaggert. Das Torfbaggern ist eine überaus beschwerliche Arbeit. Die Torfmudde wird von den sogenannten Treckern (*trecken - ziehen*) mit einem an einen Bügel befestigten Beutel und einer langen an den Leib fest geschnallten Stange aus einer Tiefe von achtzehn bis zwanzig Fuss herausgeholt und von ihnen in einen Kasten ausgeschüttet. Die Lösers (*lösen-auseinander kleinsmachen*) arbeiten die Masse mit Forkenartigen Instrumenten durch. Die nun auf einer flachen Ebene ausgebreitete Masse wird von den Arbeitern mit viereckigen, unter die Fusssohlen geschnallten Brettern platt getreten, die getrocknete in Stücke geschnitten und zuletzt mit den nicht selten blutenden Händen auseinander gebrochen. Der so in der Form fertige Torf muss nun noch getrocknet werden, was dadurch geschieht, dass man ihn auf die Kante stellt und der Sonne und dem Winde aussetzt. Wenn der Sommer diesem Geschäfte günstig ist, so kann mit der Ablieferung des trocknen, in großen Haufen aufgestapelten Torfes der Lohn, welcher gleichmässig verteilt wird, frühzeitig in Empfang genommen werden, und sich der Torfbaggerer auch noch als Grasmäher verdingen und somit doppelt verdienen. Diese zweite Klasse von Hollandsgänger, Handkemaier (*Handmäher*) genannt, welche sich bei den reichen Wiesen-Besitzern zur Grasmahd und zum Heuen verdingen, ziehen anfangs Juni mit Sensen auf den Rücken ab. Zwischen ihnen und den Torfmachern ist nur der Unterschied, dass sie weniger und einfacheren Proviant mitnehmen. Denn während jene mit Brot, Butter und Speck, wozu noch ein in Holland erhandelter Käse kommt, zufrieden sind, haben diese zu einer frugaleren Mittags- und Abendkost ausserdem noch Hülsenfrüchte und Mehl mitgenommen. Feuer- und Schlafstellen werden ihnen von der Herrschaft angewiesen. Zur Erntezeit kehren beide, Torfmacher und Grasmäher, zurück, zur großen Freude und Beruhigung ihrer Frauen, die bis dahin jede Arbeit bei dem Bauer und auf ihrem eigenen Acker haben

verrichten müssen und in die grösste Verlegenheit gekommen sein würden, wenn sie nun auch noch zur Ernte fremde Mäher hätten dinge sollen. Im Ganzen ist der Verdienst der Hollandsgänger nur gering, jene goldenen Zeiten, in welchen sie 150 bis 200 holländische Gulden verdienen konnten, sind längst vorüber. So kehren sie denn, die so fröhlich ausgezogen waren, meistens still und mühselig, aber nicht sehr beladen zurück. Ehemals gab es auch Holland-Gängerinnen. Es waren dieses Mädchen, welche, um einige Gulden mit Jäten zu verdienen, auszogen. Seitdem aber der Dienstbotenlohn von Tage zu Tage steigt, ziehen sie es vor, sich zu vermieten. Auch die Sitte, nach Holland zu gehen und in den Lustgärten der reichen Holländer zu arbeiten, hat abgenommen.

In einzelnen Teilen des Fürstentums Osnabrück, vorzüglich im Amte Bersenbrück, hat sich der Hollandsgänger in einen Dänemarker verwandelt und zu einem Fürsten des Arbeiterstandes emporgeschwungen. Er ist für heiratslustige Mädchen die beste Partie im Dorfe, und die Mutter sieht mit Stolz auf ihren jungen Sohn, wenn ihm die Ehre geschieht, nach Dänemark mitgenommen zu werden. „Use Hinnerck (*Heinrich*) kommt van Jahr (*dieses Jahr*) mit na Dänemark“ erzählt sie stolz zu ihren Nachbarinnen. Unter Dänemark versteht man nicht nur dieses, sondern alle Ostseeländer, Russland, Schweden, Norwegen und die deutschen Küsten. Die sogenannten Dänemarker sind vortrefflich organisiert. Ein Unternehmer, auch hier Baas genannt, welcher mit einem Arbeitgeber, mit dem er schon längere Zeit in Verbindung stand, brieflich unterhandelt, nimmt eine Anzahl Arbeiter als Knechte an. Diese verdienen ausser Kost und Lohn im ersten Jahre 15 Taler, im zweiten 30, 40, 50 bis 60 Taler, bis sie nach einigen Jahren den vollen Verdienst erhalten, welcher wohl bis zu 150, 160 Talern betragen kann. Der Baas ist verpflichtet, für Arbeit zu sorgen, dagegen versprechen die Knechte, stets unter seiner Aufsicht arbeiten zu wollen. Die Arbeit wird auch hier nicht in Tagelohn, sondern in Verding geleistet, und der Baas behält den ganzen Überschuss für sich. Ausserdem bezahlt ihm jeder Knecht einen Louisd'or Handgeld. Oft bleibt der Baas, mit den Handgeldern und dem Reinertrag zufrieden, daheim, zumal wenn unter den Knechten ältere sind, welche die Führung und Aufsicht übernehmen können. Wenn er mitgeht, so arbeitet er mit den Übrigen. Am Grünen Donnerstag beginnt gewöhnlich die Auswanderung. Eine solche kann sie mit Recht genannt werden, da meistens nur die Frauen, Greise, die selbst schon 30 bis 40 Mal ausgewandert waren, und Kinder zurückbleiben. Selbst Knaben von sechzehn Jahren werden von ihren Vätern oder Verwandten mitgenommen. An den vorhergehenden Tagen sind die Dänemarker zur Messe und zum Abendmahl gegangen, da sie in den Ländern, wohin sie gehen, keine katholische Kirchen finden. Die notwendige Vernachlässigung des Kirchenbesuchs während ihrer Abwesenheit wird durch den umso häufigeren Besuch der Gotteshäuser von Seiten der für ihre fernen Lieben betenden Mütter und Frauen ausgeglichen. Zuletzt macht der Dänemarker noch Abschied nehmend und trinkend bei Verwandten, Freunden und seinem Bauer die Runde. Am Orte ihrer Bestimmung angelangt, wohnen sie auf dem Moore in Erdhöhlen, essen jeden Mittag ihr einförmiges, aber kräftiges Gericht, Erbsensuppe mit Speck, und die Abendkost besteht aus einem aus Mehl mit Wasser angerührten und gebackenen Pfannkuchen, welche kulinarischen Genüsse einer der unter ihnen erfahrensten Kochkünstler zu bereiten pflegt. Auch die Dänemarker kehren zur Erntezeit zurück. Übrigens ist es althergebrachte Sitte, dass sowohl der Dänemarker als auch der Hollandsgänger einen Brief mit gelben Knopfnadeln den Frauen und Verwandtinnen mitbringt.

Es würde jedoch das hier entworfene Bild ganz und gar des Schattens entbehren, wenn ich nicht die Nachteile erwähnen wollte, welche eben so gut den Dänemarker, wie den Hollandsgänger betreffen können. Nasse Sommer und in Gefolge dieser auftretende Krankheiten verzögern nicht bloss die Arbeit, sondern schmälern auch den Verdienst. Der Aufenthalt in den sumpfigen Niederungen reibt den Körper nach und nach auf, und der Arbeiter kehrt oft elend und siech zu den Seinigen zurück. Während der Hollandsgänger in der Fremde, selbst wenn er erkrankt, bei seiner Herrschaft keine Teilnahme findet, wissen die Dänemarker die humane Behandlung von Seiten ihrer Arbeitgeber nicht genug zu rühmen. Der Herr Graf oder Baron schreibt selbst an die zurückgebliebene bekümmerte Frau des erkrankten Mannes und tröstet sie durch die Versicherung, dass es ihm an Pflege und ärztlicher Behandlung nicht mangeln solle. Nicht selten kehrt der Mann gar nicht zurück. Dann nehmen Verwandte und Freunde sich redlich der verwaisten Familie an, und nur der Gedanke, dass der Verstorbene nicht der Segenssprüche und der heiligen Sterbesakramente seiner Kirche theilhaftig geworden, trübt noch lange das Andenken an ihn.

Es möge mir erlaubt sein, zum Schluss noch einige Anekdoten hinzuzufügen. Eine Holländerin mochte sich etwas ganz Absonderliches unter einem Muff (*so ist der Schimpfname für alle Deutsche*) vorgestellt haben. Als ihr ein solcher gezeigt wird, ist sie ganz erstaunt, in ihm einen Menschen zu erkennen. Die Wahrheit einer anderen tragikomischen Anekdote kann ich persönlich verbürgen. Es hatte sich in einem Dorfe das Gerücht verbreitet, dass ein Hollandsgänger in Holland gestorben sei. Die Frau, zu deren Ohren das traurige Gerücht ebenfalls bald seinen Weg gefunden, hatte, um Gewissheit zu bekommen, einen Brief nach Holland geschrieben. Der Adressat war nicht aufzufinden

gewesen, der Brief kam zurück. Um den Absender zu ermitteln, musste der Brief im Postbüro erbrochen werden, und da fand sich denn, dass es das Schreiben der unglücklichen Frau war. Der Inhalt war trotz der traurigen Veranlassung doch gar zu komisch:

„Lieber Mann“ so lautete er, „die Leute hier sagen, dass Du tot seist. Schreibe mir doch umgehend, ob es wirklich wahr ist“ usw. Nebenbei erzählte sie ihm von glücklichen Familienereignissen, dass z. B. die Sau sogar zwölf Ferkeln geworfen habe. Aber letzteres sollte der gute Mann nicht mehr erfahren. Er kam nicht wieder. Das Gerücht hatte nicht gelogen.

